Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 8 (1948)

Artikel: Die Stellung der Biologie in den historischen Wissenschaften

Autor: Heuss, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883482

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Stellung der Biologie in den historischen Wissenschaften

Von Alfred Heuß

I.

«Historische Wissenschaften» sind die meisten Geisteswissenschaften insofern, als sie den Menschen in seiner Geschichtlichkeit begreifen wollen. Diese Feststellung ist hier nicht zu begründen, ebensowenig steht ihre geschichtliche und theoretische Bedeutung zur Erörterung. Wir wenden uns an die historische Forschung, wie sie nun einmal ist, und beschäftigen uns mit dem Problem, welches Gewicht für sie die biologischen Tatsachen haben.

Dieser «konventionelle» Ausgangspunkt empfiehlt sich, weil sich damit von vorneherein ein Fragenkreis ablöst, der zuvorderst seinen Anspruch anmelden könnte: der Mensch als ein Glied der allgemeinen Naturgeschichte. Warum sollte auch der Mensch als Bestandteil einer sich «historisch» wandelnden Natur weniger «geschichtlich» sein als er üblicherweise unter dem Blickpunkt der historischen Forschung erscheint?

Trotzdem besteht dieser Schein zu Recht, und das hat einen einfachen Grund. Für unser Auge verliert nämlich die Geschichte der Menschheit, betrachtet nach dem Rhythmus der naturgeschichtlichen Phasen, diejenige Offenheit und Deutbarkeit, die man braucht, um Geschichte erzählen zu können. Als geschichtliches Wesen spricht der Mensch uns nur an, wenn er uns entgegentritt in Äußerungen seiner sozialen und geistigen Verfassung. Nur wohin wir ihn als ein in dieser besonderen Weise humanes Wesen begleiten können, fließt der Strom der Geschichte. Die Sprache bloßer Schädelknochen, aus weltenweiter Einsamkeit vereinzelt zu uns dringend, setzt sich in keinen geschichtlichen Text um. Wie weit wir im einzelnen über die Grenzen der Geschichte i. e. S. hinaus in das Dunkel der Natur-

geschichte vorzudringen vermögen, ohne den Anschluß an die spezifische Struktur der geschichtlichen Welt zu verlieren, betrifft das Sonderproblem der Vorgeschichte und kann für unsere Zwecke auf sich beruhen.

Stößt man innerhalb der Geschichte auf Tatsachen der Natur, so versteht man sie bezeichnenderweise nie als Naturgeschichte. Ihre Herkunft ist dem Historiker in der Regel gleichgültig. Genug, daß sie da sind und «verstanden» werden können. Es würde jede geschichtliche Betrachtung sprengen, so man in sie z. B. die geologische Entwicklung der Erdoberfläche einbeziehen würde. Es genügt, wenige Feststellungen zu treffen, die für die menschlichen Lebensbedingungen von Bedeutung sind. Gewöhnlich handelt es sich bei den Naturausschnitten, die in die geschichtliche Welt hineinragen, um Konstanten, jedenfalls um Konstanten in bezug auf das Tempo des geschichtlichen Lebens. Der Mensch der Geschichte findet sie vor, wie sie einmal sind, auch für uns, und für die Dauer der Geschichte ändert sich im allgemeinen nichts an ihnen. Wollte man sie ergründen, so führte das in Zusammenhänge, die vor die eigentliche Geschichte zu stehen kämen und infolgedessen den geschichtlichen Anschauungsraum sprengen und zurückweisen würden auf die Naturgeschichte, aus dem sich die Geschichte heraushebt. Anders ist es freilich, wenn die Natur durch (ruckartige oder auch allmähliche) Veränderungen in die Geschichte eingreift (Einbruch des Dollart, Vulkanausbrüche, Klimawechsel). In solchen Fällen verbindet sich auf besondere Weise Naturgeschehen mit den Veränderungen des menschlichen Daseins, vollzieht sich ein Stück Naturgeschichte innerhalb der Weltgeschichte, oder auch anders ausgedrückt: ist Naturgeschichte auf einem bestimmt umgrenzten Sektor in die menschliche Geschichte eingebaut, und für den Historiker ist es dann begreiflicherweise nicht gleichgültig, wie es des näheren dazu kam, schon deswegen nicht, weil der Mensch in dem Kausalnexus darinstehen kann (Klimawechsel durch Vegetationsänderung und diese vom Menschen abhängig), und es dann ohnehin erforderlich wäre, zur Bestimmung seiner Stellung hierbei auf die Dinge einzugehen.

Wir lassen es bei dieser flüchtigen Bemerkung bewenden, um die Frage aufzuwerfen: wie reagiert das historische Erkenntnis-

interesse auf das Factum Natur, wenn es im Menschen selbst, nicht lediglich seiner Umwelt repräsentiert ist? Damit ist das Thema der Stellung der Biologie in den historischen Wissenschaften umschrieben, denn als Naturphänomen ist der Mensch eine biologische Erscheinung.

In konstante und variable Größen teilt auch hier das Gebiet sich auf. Zu jenen muß man alles rechnen, was sich schlechthin über den Menschen als Naturwesen aussagen läßt, also die Anthropologie, bezw. bestimmte Kapitel der Anthropologie. Dabei ist klar, daß letzten Endes keine Anthropologie sich auf die animalischen Eigenschaften des Menschen beschränken kann, und die Grenzen seiner Leiblichkeit flüssig sind. Als «variable» Größen hat man besondere, nicht ohne weiteres allgemeine Daten zu betrachten, also etwa Klassen und Typen von Körperbauformen oder individuelle Zuständlichkeiten, die am Körper des einzelnen Menschen auftreten.

Zweifellos wird der Mensch als geschichtlich handelndes Wesen auch durch die eigentümliche Struktur bestimmt, die er als Lebewesen besitzt. Der Mensch, der eine Sonderrolle innerhalb der Natur spielt, ist der gleiche, der auf der Bühne der Geschichte auftritt. Es wäre eine Plattheit, dies zu betonen und auszuführen. Man könnte eher fragen, ob er die Sonderstellung u. a. nicht überhaupt dem Umstand verdankt, daß er ein geschichtliches Wesen ist, und damit die geläufige Tatsache berühren, daß eine Anthropologie nicht leicht in die Grenzen des bloß Animalischen zu bannen ist. Aber auf die konkreten menschlichen Verhältnisse bezogen sind diese Bestimmungen des Menschen nicht weniger generell als die sonstigen nichtspezifischen Naturbedingungen seines Daseins. Es sind eben überall auftretende Konstanten. So kommt es, daß sie unter der historischen Perspektive verschwinden, trotz oder gerade wegen ihrer Fundamentalität (im wörtlichsten Verstande). Nicht nur, daß ihre Erhellung außerhalb der Kompetenz geschichtlicher Forschung liegt, es wird von ihnen praktisch nicht einmal Kenntnis genommen. Immerwährend gleiche Bedingungen allen Geschehens kann man eben nicht nur, sondern muß man sogar aus Gründen der Erkenntnisökonomie und der thematischen Einstellung eliminieren, so lang man sich mit einem historischen Stoff in den Formen seines einzelnen Vorkommens befaßt (ich

spreche nicht von der Reflexion auf das Ganze der Geschichte). Jegliche Erkenntnis schließt in sich immer eine gewisse Summe stillschweigenden Wissens ein, die außerhalb des betreffenden Fachbereichs liegt, dabei ihn aber inhaltlich sehr eng berührt. Das gilt für jedes Gebiet und ist keineswegs eine Eigenart der historischen Forschung. Biologische Daten, insofern sie jedem Menschen als Vertreter der Gattung zukommen, haben also innerhalb des geschichtlichen Zusammenhanges keinen Platz, nicht anders als sonst ein beliebiges Naturdatum (etwa das Gesetz der Schwere, dem der Mensch wie jedes körperliche Wesen unterliegt).

Wie ist es nun aber, wenn wir nicht den allgemeinen anthropologischen Fundus, sondern einzelne biologische Tatbestände, die einmal so und einmal anders sein können, ins Auge fassen? Es kümmert uns selbstverständlich nicht, wie sie mit dem menschlichen Bauplan als solchem verknüpft sind — dies gehört zum Thema der allgemeinen Anthropologie —, aber sie selbst können als individuelle Besonderheiten sehr wirksam in den historischen Ablauf eingreifen (Krankheit, körperliche Abnormitäten, aber auch jenseits des Pathologischen: die besonderen Umstände eines Todesfalles, einer Geburt, persönliche Konstitution, etwa körperliche Widerstandsfähigkeit usw.). Scheint es da nicht klar, daß die historische Forschung, da sie wie jede andere den Ursachen nachgeht, sich zwangsläufig beim Rückgang auf solche Tatsachen in der biologischen fortsetzt? Man wird vielleicht einwenden, so etwas sei in der Praxis nicht durchzuführen. Das wäre aber opportunistisch gedacht und besagte über das grundsätzliche Verhältnis der beiden Fragestellungen nichts. Das Problem bleibt bestehen, ob die Verursachung da für den Historiker aufhört, wo die biologischen Hintergründe eines historischen Faktums beginnen.

Auszugehen ist von dem Begriff der *historischen Phänomenalität.* Darunter soll in bezug auf ein (biologisches) Naturereignis diejenige Erscheinungsweise verstanden werden, die es in seinem Kontakt mit der historischen Welt besitzt. In der Regel entspricht sie der «naiven» Auffassung, die man von ihm hat und kraft derer es in einem allgemeinen Sinn charakterisiert wird. Die Frage spitzt sich deshalb darauf zu, ob diese Phänomenalität durch ein eigentümlich «biologisches» Wissen bestimmt wird,

d. h., ob die landläufige Meinung, die man von einem derartigen Lebensvorgang hat, unter historischem Aspekt biologisch modifiziert werden könnte. Nehmen wir z. B. einen geschichtlichen Krankheitsfall. Da geht nun die rein «menschliche» Einstellung so ziemlich mit der geschichtlichen zusammen. Die Aufmerksamkeit wird angezogen von dem Grad ihrer «Gefährlichkeit» und Häufigkeit, der Schmerzhaftigkeit, Heilbarkeit usw. Diese Momente allein regen die historische Phantasie an und tragen dazu bei, ein historisches Urteil zu fällen. Das Erkenntnisbedürfnis geht in erster Linie dahin, die Wirkungsmacht des Natureingriffes innerhalb des geschichtlichen Kräftespiels richtig einzusetzen. Rein biologische Erkenntnis wird sich hier, wie leicht einer einfachen Vergegenwärtigung der Dinge zu entnehmen ist, nur in beschränktem Umfang Gehör verschaffen, kaum über den Umfang hinaus, den sie als nichtmethodisches «Alltagswissen» besitzt. Von vorneherein wird es sich dabei überhaupt um mehr medizinische als rein biologische Gesichtspunkte handeln, indem vor allem anderen die Fähigkeit des Menschen, mit der «Naturgewalt» fertig zu werden, in Betracht zu ziehen ist. Nicht zuletzt auf ihr beruht das komplexe Erscheinungsbild, das die Geschichte angeht. Seine Auflösung in ein Detail biologischer Vorgänge würde von dieser primären und allein ausschlaggebenden Ansicht wahrscheinlich nur hinwegführen. Das Stück Natur, das in ihr zum Vorschein kommt, ist vielmehr von einer Menge «humaner Umstände» (Medizin, Hygiene usw.) umschlossen. Was davon reines Natursubstrat ist, gehört zumeist zu den anthropologischen Konstanten, aber aufgedeckt wird das «biologische» Factum Krankheit nur insoweit, als es auf konkreten geschichtlichen Verhältnissen beruht.

Denkbar (d. h. ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit der Sache nach vorstellbar) wäre freilich, daß auch in das Natursubstrat geschichtliche Elemente eingehen (etwa allgemein menschliche Veränderung der Krankheitsdisposition). Dann wäre allerdings der Anschluß der historischen Erkenntnis an die biologische nicht auszuschließen. Ganz von selbst würde er sich einstellen bei der Verfolgung des echten historischen Anliegens, einem historischen Phänomenalitätswandel nachzugehen. In diesem Fall würde eben ein Stück Naturgeschichte sich in der Veränderung der menschlichen Verhältnisse spiegeln.

Man kann das Verhältnis auch umdrehen und sagen: ein biologisches Datum ist für die historische Erkenntnis nur dann erheblich, wenn es einen Wandel der historischen Phänomenalität bewirkt. Dies trifft zu, wenn der biologische Tatbestand ein naturgeschichtliches Phänomen zum Ausdruck bringt, der zugleich die Bedeutung eines historischen Ereignisses hat, dem historischen Phänomenalitätswandel somit ein biologischer parallel verläuft. Außerdem könnte man jedoch fragen, ob auch sonst eine historische Phänomenalitätsveränderung zustandekommt, lediglich kraft neuer biologischer Erkenntnis, welche es fertig bringen müßte, ein Phänomen so weit umzustempeln, daß auch diejenigen Elemente, welche für die geschichtliche Phänomenalität in Betracht kämen, davon in Mitleidenschaft gezogen würden. Da könnte denn, was bis anhin «abnorm» war, «normal» sein, was für empirisch «undeterminiert» angesehen wurde, sich als kausal berechenbar herausstellen. Vorläufig dürfte dies jedoch eine reine Fiktion sein. Selbst die moderne Vererbungslehre wird beim Überschlag aller von ihr eruierter Vererbungsfaktoren sich in bezug auf den Menschen nie zumuten, den historischen Augenschein, daß der menschliche Phänotyp empirisch «zufällig» zutagetritt, Lügen zu strafen.

Ferner ist zu bedenken, daß der Begriff «historische Phänomenalität» ohnehin ein Ausleseverfahren bedeutet. Unter «an sich» gleichen Vorgängen haben die wenigsten Aussicht, ein historisches Phänomen zu werden. Sie müssen erst von der Geschichte aufgegriffen werden und auf irgendeine Art innerhalb ihres Rahmens sich Wirksamkeit und dadurch historische Aufmerksamkeit verschaffen. Die biologischen Tatsachen unterstehen in dieser Hinsicht dem gleichen Gesetz wie alle anderen im Bereich des Menschlichen auftretenden Einzeldaten. Gleich ihnen verfallen sie deshalb auch in der Mehrzahl dem Schicksal, als Einzelphänomen in einer großen Zahl unterzugehen und von der Menge aufgeschluckt zu werden. Damit sind sie abermals abgedrängt von der Möglichkeit, sich und damit das biologische Element in das historische Blickfeld zu rücken, und erscheint das summarische Urteil gerechtfertigt, daß ihre historische Erheblichkeit nicht ausreicht, um ihretwegen im Zusammenhang umfassenderer geschichtstheoretischer Erörterungen dem Problem der historischen Phänomenalität des weiteren nachzugehen.

Nur ein Sonderfall beansprucht an dieser Stelle Aufmerksamkeit, weil ihm in der Forschung besondere Beachtung geschenkt zu werden pflegt und je nach dem große Bedeutung zugemessen wird. Das ist die Tatsache der menschlichen *Rassen*, der Umstand also, daß die Menschen sich in verschiedene Typen je nach der Kombination bestimmter körperlicher Eigenschaften aufspalten. Wie ist es um ihre historische Phänomenalität bestellt?

Rasse ist einmal auf dem Hintergrund der allgemein menschlichen Struktur ein Spezificum und fällt deshalb zweifellos nicht unter die geschichtliche Aufmerksamkeitsschwelle wie die generell anthropologischen Qualitäten. Aber andererseits ist sie im Gegensatz zu den biologischen «Einzelereignissen» eine Konstante, bringt eine immerhin relative Dauer in bezug auf ganze Menschengruppen zum Ausdruck. Sie nimmt demnach eine Art Mittelstellung ein, und es mag kein Zufall sein, daß sie weder von der Biologie, resp. Anthropologie allein beansprucht wird, noch ausschließlich in den Bereich des Historikers eingeht, daß sie ein Eigenleben zwischen beiden Lagern führt und damit zugleich Übergang und Kreuzungspunkt verschiedener Erkenntnisabsichten ist. Diese Sachlage erfordert indes ein weiteres Ausholen und macht es nötig, die Erörterung an dieser Stelle vorerst abzubrechen.

II.

Im folgenden haben wir es nicht mit gleichsam örtlich bestimmbaren Berührungsstellen des biologischen und historischen Bereiches zu tun. Es gibt innigere Verschlingungen beider Sphären, und auf mannigfaltige Weise hat sich die Erkenntnis ihrer bemächtigt. In den Ansichten, die dieses Ineinandergreifen widerspiegeln, tut sich die Rolle kund, die *biologische* Vorstellungen als *Methode des Denkens* innerhalb der Geisteswissenschaften spielen.

Miteinander zu verschmelzen beginnen Geschichte und organische Wachstumsbegriffe bereits da, wo historische Ereignisse nicht mehr vereinzelt, sondern in übergreifenden Zusammenhängen aufgefaßt werden. Genauer: es kann hier wenigstens dazu kommen, dann nämlich, wenn ein historischer Sachverhalt nach dem Vorbild animalischer Wachstumsvorgänge geschaut

und beschrieben wird. Einer Theorie i. e. S. bedarf es hierzu nicht. Allein schon durch die Sprache, die er entweder vorfindet oder aus gegebenen Ansätzen für seine Zwecke weiterbildet, wird der Mensch auf den Zusammenhang von geschichtlichem und kreatürlichem Leben verwiesen. Jede Übertragung organischer Begriffe auf menschliche Phänomene beweist das, oder wiederum genauer: überall schon, wo ein Anschauungselement von der vegetativen Sphäre des Menschen auf seine nicht unmittelbar vegetabile angewandt wird, liegt dieser Vorgang zutage. Es genügt, an metaphorische Beispiele zu erinnern, wie das «jugendliche» Ungestüm irgend eines menschlichen Kollektivums, die «greisenhafte» Verknöcherung einer Gesellschaft oder eines historischen Kultursystems, den «organischen» Wandel bei historischen Veränderungen (im Gegensatz zu plötzlichen Abbrüchen) usw. Das ist nichts Auffälliges und kommt im Grunde jedem Gegenstandsbereich zu, dem der Mensch sich apperzeptiv nähert. Allenthalben überträgt er Anschauungsformen von einem Gebiet auf ein anderes. Schon die Tatsache der Synaesthesien bei den bloßen Wahrnehmungen beweist das («heller» Klang, «dunkler» Ton usw.). Wenn nun gerade wie bei der geschichtlichen Auffassung Erscheinungen des Menschlichen vorgestellt werden, liegt nichts näher, als die Anschauungsform aus unmittelbar gegebenen Lebensvorgängen zu schöpfen. Die Dinge liegen sehr einfach: bei der Anwendung der betr. Ausdrücke wird durch Abstraktion ein Teil des ursprünglich konkreten Tatbestandes in dem anderen wiedererkannt (irgend ein phänomenales Element aus einem größeren Komplex) und so durch die entlehnte Bezeichnung getroffen. Die Verständigung darüber im Einzelfall ist kein Problem. Niemand wird darauf verfallen, etwa die Bestimmung von Gefühlen durch Eigenschaften sinnlicher Wahrnehmungen dahin zu verstehen, daß beiden etwa nun völlig gleiche Qualitäten zugeschrieben werden sollten («heiße» Inbrunst, «laues» Empfinden usw). Ebenso ist es bei dem Gebrauch einer «biologischen» Terminologie für menschliche Erscheinungen der Geschichte. Das Verhältnis von ursprünglichem Begriffsinhalt zu dem kraft Übertragung Gemeinten ist rein nominalistisch und sagt über den neuen Gegenstand nicht mehr aus, als was in ihm unmittelbar in Erscheinung tritt und eben auf diese Weise umschrieben wird.

Den Boden «biologistischer» Theorien betreten wir erst, wenn das nominalistische Verhältnis zu einem realistischen wird, und die Meinung entsteht, es handle sich in der Tat bei den in dieser Art aufgefaßten geschichtlichen Tatsachen um die gleichen Wachstumsvorgänge, die der ursprünglichen Prägung eines Ausdruckes zu Grunde liegen. Von diesem Ausgangspunkt her haben sich bekanntlich eine ganze Anzahl biologistischer Deutungen der geschichtlichen Welt herausgebildet. So werden von einer «organologischen» Sozialwissenschaft gesellschaftliche Gebilde (Staat, Körperschaften usw.) als Organismen definiert, ein Gedanke, der über die Feststellung einzelner teleologischer Züge, die die gesellschaftlichen Gebilde evtl. mit den Organismen gemeinsam haben könnten, hinausgeht. Längst weiß man aber, daß die sozialen Phänomene als Ganzes in dieses Begriffsbild nicht aufgehen. Eine Menge ihrer Eigenschaften haben in ihr keinen Platz und schießen über seine Grenzen hinaus.

Ähnlich bei den sog. evolutionistischen Geschichtstheorien. In ihren modernen Vertretern ist der Bezug auf biologische Vorbilder auch geistesgeschichtlich mit Händen zu greifen, ja diese Verknüpfung ist in diesem Fall sogar durchsichtiger als der sachliche Zusammenhang. Entwicklung an sich, in einem gewöhnlichen, nicht prägnanten Sinn verstanden, ist nämlich den historischen Wissenschaften von Hause aus ein geläufiger Begriff. Keine Geschichtsschreibung, sofern sie größeren Perspektiven gehorcht, kommt ohne ihn aus, mag sie die Sache eigens zum Ausdruck bringen oder nicht. Es hat ebenfalls schon längst (seit der Antike, zumal der christlichen) an Versuchen nicht gefehlt, den geschichtlichen Fluß zu akzentuieren und in ihm eine bestimmte Regelmäßigkeit zu suchen, ihm sozusagen einen Plan unterzulegen und damit die Geschichte unter die Herrschaft von Entwicklungsgesetzen zu stellen (Augustin, Otto von Freising, Bossuet, Voltaire, Herder). Aber für die neueren dahin zielenden Geschichtstheorien hat der Umstand den Ausschlag gegeben, daß der Begriff Entwicklung in den Händen der Biologen eine neue Bündigkeit und vor allem die wissenschaftliche Würde erhalten hat, die ihm der Aufschwung der modernen Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert verleihen mußte. Ihr Vorbild ist deshalb auch da maßgebend gewesen, wo die inhaltliche Ausführung der geschichtlichen Entwicklungstheorie nicht durchwegs von einer

naturwissenschaftlichen Doktrin abhängig war (Buckle, Lamprecht, Breysig). Man wollte vor allem gesetzmäßige Entwicklung, wie sie durch die Naturwissenschaften erwiesen sei und deshalb auch für die Geisteswissenschaften zu gelten habe, sofern sie den Anspruch, echte Wissenschaft zu sein, aufrechterhalten könne. Oder auch: man hielt sich an ein Prinzip, das an sich von der Naturwissenschaft nicht aufgebracht war, aber durch sie wissenschaftlich erhärtet schien, so bei der sozialwissenschaftlichen Anwendung von Darwins «Kampf ums Dasein» (dessen Herkunft bekanntlich auf Malthus zurückführt). Die biologische Infiltration der Geschichte liegt hier also vor allem in der «positivistischen» Färbung der historischen Bemühungen.

Unmittelbaren Bezug auf die Naturphänomene nimmt dagegen die Geschichtsphilosophie Spenglers, wenn sie die geschichtliche Entwicklung dem organischen Rhythmus von Geburt, Wachsen, Reifen und Absterben unterwirft. Es ist für unsere Fragestellung gleichgültig, daß Spenglers geistige Ahnenreihe in diesem Punkt (und nicht nur in diesem) nicht ausschließlich auf den Positivismus hinweist, sondern von ihm ältere geschichtsphilosophische Gedanken aufgenommen werden. Sein Entwicklungsbild ist bereits in der Antike vorgebildet (ältere Seneca, Florus), in gewisser Abwandlung hat es Vico, es findet sich bei dem Schweizer Iselin (18. Jhd.), und zeitweise wird es von Herder mehr oder weniger deutlich formuliert. Der Anthropomorphismus, den natürlichen Wachstumsvorgang des Menschen auf den geschichtlichen Prozeß zu übertragen, lag zu nahe, als daß man deswegen erst auf eine Theorie des Lebens hätte warten müssen. Er drängte sich von selbst auf. An dem Dilemma, in das sich alle diese und damit auch die Spenglersche Anschauung versetzt findet, ändert das indessen nichts.

Der grundsätzliche Einwand liegt nahe: so selbstverständlich die durchschnittliche Gliederung des menschlichen und (zumeist) tierischen Lebens in der Spanne zwischen Geburt und Tod ist, so wenig beweist ihre empirische Geläufigkeit etwas für die Entwicklung historischer Einheiten, die keine Einzelpersonen sind, wie Staaten, Völker, überhaupt menschliche Verbände oder (bei Spengler) Kulturkreise. Eine Notwendigkeit ist kraft Analogie in keiner Weise herzuleiten, ein Bedenken, das schon von Adam Ferguson (1766 in seinem Essay on the history of civil

society) geäußert wurde mit dem einfachen Bemerken, daß die menschliche Gesellschaft kraft ihrer Impersonalität den natürlichen Lebenslauf überdauere. Haltbar wird die Theorie nur, wenn sie völlig auf die wertlose Stütze dieses angeblichen Parallelismus verzichtet und ihre Evidenz an dem geschichtlichen Material aufzeigt. Es käme dann darauf an, in der durchschnittlichen Entwicklung der sozialen Gebilde, zuvorderst des Volkes, einen Normalablauf zu entdecken, der sich jeweils zwischen Anfang und Ende in verschiedene, fest artikulierte Phasen aufspaltete und in dieser Gliederung eine Kurve, entsprechend dem Lebenslauf des Menschen, beschriebe. Die Prüfung der Theorien auf ihre Haltbarkeit ist infolgedessen eine interne Frage der einschlägigen empirischen Disziplinen und braucht uns hier im einzelnen nicht zu beschäftigen. Bekanntlich hat Spengler nicht nur einen großzügigen Entwurf vorgelegt, sondern sich mit der Aufstellung solcher sog. Synchronismen und ihrer plastischen Veranschaulichung große Mühe gemacht. Erfolg ist ihm jedoch — trotz vieler anregender Beobachtungen — nicht beschieden gewesen. Seine Deutungen enthalten einen Berg von Gewaltsamkeiten, und es ist gar nicht nötig, erst das grundsätzliche Bedenken ins Feld zu führen (wie es gerne geschieht), daß die Anzahl seiner Entwicklungsreihen viel zu gering sei, um auf ihnen ein allgemeines Gesetz aufzubauen. Es ließe sich noch manches andere anführen, vor allem auch der Umstand, daß sein «Normalfall», nämlich die Entstehung großer Kulturkreise, im Grunde eine «Ausnahme» im Vergleich zur Anzahl der möglichen Fälle, also in Wirklichkeit ein besonderes historisches Ereignis darstellt, da die meisten nationalen Kulturen nie über das Stadium der ersten Ansätze hinausgekommen sind und in der Regel Opfer irgendwelcher um sich greifender benachbarter Bildungswelten wurden. —

Eine besondere Schwierigkeit für Spengler, die er nicht mit den geistesverwandten Theorien teilt, liegt darin, daß er als Subjekt der «biologischen» Entwicklung nicht nur kein persönliches Individuum hat, sondern daß sein Träger des vitalen Prozesses auch von Hause aus kein «actives», d. h. mit eigenen Antrieben ausgestattetes Wesen ist, vielmehr eine geistige Objektivation, die Kultur, resp. der Kulturkreis. Er muß ihr deshalb erst zum Leben verhelfen, und dies geschieht mit Hilfe

der «Kulturseele». Die Kulturseele ist gleichsam das agens, das den Kulturkreis zu einer lebendigen Einheit macht, ihn durchpulst und auf diese Weise überhaupt erst seine Bewegung und Entwicklung ermöglicht. Sie erfüllt aber noch eine weitere Aufgabe: zugleich ist sie diejenige Potenz, welche als Formkraft den verschiedenen Kulturen ihr jeweiliges Gepräge, ihren «Stil» gibt. Man kann sie als das principium individuationis ansprechen, denn sie macht letztlich die Kulturen zu voneinander verschiedenen Individuen.

Dieser neue Gedanke hat nun historisch mit dem «Positivismus» (als dessen Ableger bis zu einem gewissen Grad der biologisch gesehene Geschichtsrhythmus gelten kann) nichts zu tun. Er geht zurück auf die Romantik und vorher Herder. Ihm liegt das neuplatonisch beeinflußte Schema zu Grunde: die Erscheinungswelt Emanation einer «hinter» ihr liegenden «eigentlichen» Wesenheit, dem realen Urprinzip. Die Lehre vom «Volksgeist», nach Herder von der Historischen Schule ausgebildet, ist nach diesem Typus gebaut. Die geschichtliche Welt wird auf diese Weise Ausdruck einer höheren, nichtphänomenalen Wirklichkeit. Sie ist Darstellung oder Symbol eines inneren, unveränderlichen Kernes. Ihr Fortschreiten in der Zeit ist Entfaltung eines von Anfang an gegebenen Seins. Es ist zwar qualitativ bestimmt, setzt sich auch in der Zeit an einer Stelle an, hat dann aber aus der folgenden Zeit einen Sektor herausgeschnitten, in dem es allgegenwärtig ist und sich lediglich auseinanderlegt. Es nimmt den Platz einer unwandelbaren Substanz ein. Auf diese Art gewinnt Spengler neben der biologischen Denkform eine neue Basis, den historischen Prozeß zu determinieren. Nach Form wie Inhalt gehorcht er jetzt einem festen Plan.

Es hieße offene Türen einrennen, auf den Widerspruch einzugehen, der zwischen dieser Sicht des Geschichtlichen und den immanenten Prinzipien des Historikers besteht. Wenn dieser auf Schritt und Tritt gezwungen ist, die jeweiligen geschichtlichen Zusammenhänge aufzuspüren und sie durch Motivationen zu erhellen, die sich aus dem Verständnis der geschichtlichen Erscheinung, ihren inneren Strebungen und ihrer äußeren Form ergeben, so sieht er sich nach Spengler zum Verzicht auf die Erfassung des geschichtlichen Concretums und der ihm innewohnenden Kräfte veranlaßt und an eine Hypostase verwiesen,

die ihn dazu zwingt, die historischen Tatsachen als deren Symptome aufzufassen und ihre Interpretation einem imaginären Begriff unterzuordnen. Damit wird sowohl der Zugang zur historischen Wirklichkeit verbaut, wie er sich kraft ihres Sinngehaltes dem Verstehen öffnet, als auch diese Wirklichkeit selbst ihres Realitätscharakters entkleidet. Sie ist dann «eigentlich» etwas ganz anderes als was sie erscheint, kein Ineinander von Ereignissen mehr, sondern ein reines Ausdrucksphänomen. Nicht daß es an solchen innerhalb bestimmter geschichtlicher Wirkungszusammenhänge fehlte — das Gegenteil trifft zu —, aber die Geschichte als Ganzes so verstanden hebt sich damit auf.

III.

Trotz ihres nicht unmittelbar «biologischen» Charakters mußten diese Dinge kurz gestreift werden, denn die hier für Spengler festgestellten Voraussetzungen, die übrigens genau so für jedes in ähnlicher Weise konstruierte «emanistische» Geschichtsbild gelten, bestehen ebenfalls für die *«rassische» Geschichtsdeutung.* Wohlgemerkt: es handelt sich da nicht einfach um die Rasse, deren logische Stellung von der Ebene des rein Biologischen her zu erfassen ist, zu denken hat man vielmehr an die Funktion, die sie innerhalb eines sich als biologisch ausgebenden Denkens tatsächlich ausübt. Man muß nämlich, um in diese ziemlich verworrenen Verhältnisse Ordnung hineinzukriegen, zweierlei unterscheiden: die Rasse als empirisches Factum, in den geschichtlichen Ablauf als kausale Komponente hineingestellt, und die Rasse als «Urgrund», der die Gesamtheit der geschichtlichen Erscheinungen aus sich entläßt. Obwohl in praxi beide Formen gewöhnlich miteinander vermischt auftreten, und in der Regel jener *«partielle» Rassenbegriff,* sobald mit ihm ernsthaft historisch argumentiert wird, das Bestreben hat, sich in der Richtung nach diesem, dem *«totalen» Rassenbegriff* auszudehnen, seien sie für unsere Zwecke mit dieser ad hoc gewählten Benennung einander gegenübergestellt.

Wir beginnen mit dem «partiellen» Rassenbegriff und knüpfen an die früher getroffene Feststellung an, daß allgemeine anthropologische Aussagen, die den Menschen schlechthin betreffen, eben infolge ihrer generellen Bedeutung bei der Erforschung

historischer Tatbestände «vernachlässigt» werden können. Eine spezielle Anthropologie oder Rassenkunde hätte es dem gegenüber wie die Geschichte mit Ausschnitten aus dem Gesamtbereich des Menschlichen zu tun. Die erste Frage wird deshalb lauten, ob eine solche «spezielle» Anthropologie überhaupt imstande ist, innerhalb der Menschheit Rassengruppen zu entdecken. Man wird ihr das unbedenklich zugestehen müssen, nicht nur mit Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Rassenkunde. Schon vorher ist das Phänomen der Rasse durchaus geläufig gewesen: bereits eine «naive» Anschauung mußte ihrer habhaft werden, seitdem das menschliche Auge für ethnologische Tatbestände geschärft war und mit diesen auch auf rassische Merkmale stieß. Unterdessen hat methodische Distinction den Begriff von allen fremden Bestandteilen gereinigt, so daß es heute möglich ist, ein im großen ganzen zutreffendes Bild der europäischen und außereuropäischen Rassenverhältnisse zu entwerfen. Es ist ebenso bekannt, daß sich dieses Verfahren ausschließlich an somatische Merkmale hält (Haar- und Körperpigment, Körperbau, Schädelindex usw.) und auch mit dem Umstand zahlreicher Mischungsformen rechnet, denen gegenüber die «reine» Rasse zumeist den Rang eines «abstrahierten» Typus einnimmt. All das braucht uns jetzt nicht zu kümmern. Uns geht nur an, was sich prinzipiell über die Beziehung der rassischen Differenzierung zur geschichtlichen Welt aussagen läßt.

Um mit dem Trivialsten zu beginnen: das körperliche Erscheinungsbild des «geschichtlichen» Menschen gehört selbstverständlich und nicht an letzter Stelle zum historischen Anschauungsmaterial. Indem Geschichte Vergangenheit auch in ihrer äußeren Sinnfälligkeit vorstellig macht, schenkt sie dem Aussehen der Welt, in der sich die Ereignisse abspielen, und damit auch dem körperlichen Habitus der Menschen, welche die Träger des Geschehens sind, ihre Aufmerksamkeit. Weiter: dieser ist als Bestandteil der äußeren Welt mit ihr zusammen in gewisse Felder des Geschichtlichen (etwa die Kunst) ideell-gegenständlich hineingewoben. Was da für Menschenbilder erscheinen, ist mitunter (nicht immer) von der Gestalt des Menschen, in der er dem Künstler entgegentritt, abhängig.

Von einem Problem zu sprechen vermag man erst, wenn das rassische Gefüge des Menschen in den Unterbau seiner histo-

rischen Leistungen hineinrückt. Kein Unvoreingenommener wird nun da bestreiten, daß an dieser der ganze Mensch, damit auch seine Vitalitätssphäre und mit ihr seine rassische Struktur beteiligt ist. Aber was geht nun speziell auf Rechnung der Rasse, inwieweit ist diese Komponente erkenntnismäßig zu fassen? Man mag z. B. immerhin annehmen, daß es nicht gleichgültig ist, ob den Angehörigen eines menschlichen Verbandes kräftiger Körperbau eignet, ob sie also körperlich tüchtig sind, doch dieser Umstand ist keineswegs in dem Rahmen der Rasse ausschließlich zu fixieren. Er ist mindestens ebenso vom Klima abhängig und anderen äußeren Umständen, es gibt ja auch schwache und starke Spielarten innerhalb derselben Rasse, schließlich ist das überhaupt keine Spezifikation einer bestimmten Rasse, findet sich bei anderen auch, und vollends ist körperliche Überlegenheit als historisches Activum nach Zeit und Umständen (u. a. danach, ob ein diesbezüglicher Mangel durch andere Eigenschaften wettgemacht wird, etwa besondere geistige Agilität) verschieden zu bemessen. Man muß also bereits angesichts der elementarsten körperlichen Eigenschaften immer die Möglichkeit ausgesprochener Vieldeutigkeit in Erwägung ziehen. Eine geradlinige Verknüpfung mit einem historischen «Ergebnis» vorzunehmen ist unmöglich. Doch halten wir uns damit nicht auf. Wir stehen bereits an dem Punkt, wo das biologische Substrat sich nach dem Seelischen hin erweitert. Eine Einbeziehung der Rasse in die Geschichte als Wirkungsfaktor ist nur denkbar, wenn man sie nicht als allein körperliche Erscheinung begreift, sondern ihr bestimmte seelisch-geistige Qualitäten zuordnet. Die Rassenkunde wird so notwendig zur Rassenpsychologie.

Es gilt somit, den Nutzen der *Rassenpsychologie* für die geschichtliche Betrachtung ins Licht zu setzen. Dabei empfiehlt es sich, von ihrem wirklichen Zustand und ihren Erkenntnisproblemen einmal abzusehen und in einem abkürzenden Verfahren lediglich ihre optimalen (genauer: als optimal denkbaren) Möglichkeiten ins Auge zu fassen. Es sei ihr also ein Maximum an theoretischer Standfestigkeit und Behauptbarkeit vorausgegeben, aus der Erwägung heraus, daß, was unter dieser Voraussetzung gilt, erst recht seine Berechtigung haben muß in Ansehung der tatsächlich viel ungünstigeren Erkenntnislage. Es würden dann der Geschichte etwa Daten nach folgendem Muster

geliefert: dem historischen Individuum X kommt kraft seiner rassischen Qualifikation dieser oder jener Charaktertyp zu. Oder: in einem historischen Umkreis wiegt eine bestimmte Rasse vor. Das charakterologische Korrelat zu dieser Rasse lautet so und so. Die betr. Charakterkomponenten sind demnach für die betr. historischen Zusammenhänge als dominant anzusehen. Oder sogar: ein menschlicher Verband hat irgendeinen rassischen Durchschnitt. Ihm entspricht ein bestimmter charakterologischer Mittelwert. Dasselbe umgesetzt auf die Individuen: auf Grund rassischer Merkmale hat ein Personenkreis im einzelnen folgende Charakter- und Anlagewerte ... Wäre mit so einem «Material» historisch etwas anzufangen? Man braucht die Frage nur zu stellen, um die Unvermeidlichkeit einer zusätzlichen und keineswegs selbstverständlichen Annahme zu empfinden. Wir müssen nämlich hinzufügen, der geschichtliche Mensch verfüge praktisch über einen maximalen Bestand individueller Freiheit, und es sei ihm vergönnt, unbehindert seiner Anlage entsprechend zu handeln. Dürfte man ihn dann, unter Einbeziehung aller dieser außerordentlichen Voraussetzungen, für rassenpsychologisch determiniert betrachten? Auch ohne die Frage durch das an sich zuständige Freiheitsproblem zu belasten wäre nicht schwer zu sehen, daß von diesen Daten sich keine schlüssige Verbindung zu dem komplexen Inhalt eines geschichtlichen Verlaufes ziehen läßt. Von dem gleichen charakterologischen Tatbestand können gleichwohl sehr verschiedene Wege ausgehen, und keiner ist weniger als der andere durch den Charakter motiviert. Immer wird das rassenpsychologische Factum in bezug auf die Praxis mehrdeutig und das «Ergebnis» im Ansatz vielgestaltig sein. Die Probe aufs Exempel liefert jedes Geschichtsbuch. Man versuche einmal, Napoleons Wirken auf einen rassenpsychologischen Kern zurückzuführen, und die Absurdität des Vorhabens ist evident.

Somit wäre selbst in den seltenen Ausnahmefällen, wo in der Geschichte auf Grund größtmöglicher Selbstbestimmung (sie ist freilich auch da an eine Menge vorgegebener Umstände gebunden) gehandelt wird, eine rassenpsychologische «Verursachung» herzustellen ein völlig vergebliches Bemühen. Zumeist aber, und damit kommt man dem Grundsätzlichen noch näher, besteht für die historische Einstellung nicht einmal ein Anlaß, die Frage in concreto aufzuwerfen. Hinsichtlich unzähliger Individuen, die

man sich ruhig mit einem charakterologischen «Test» versehen vorstellen mag, ist es wirklich sehr unerheblich, was sie im einzelnen getan haben und inwiefern sie dabei gemäß ihrer Anlage gehandelt haben. Das Maß der ihnen zur Verfügung stehenden Autonomie ist viel zu gering, als daß es irgendeinen historischen «Effekt» haben könnte. Worauf es ankommt, sind die Verhältnisse, in welche sie versetzt sind und nach denen sie sich notgedrungen richten (in einem hier nicht auszuführenden Sinn), diese aber sind unpersönlich und entbehren damit von vorneherein jeder Fähigkeit, zu charakterologischen Typen in Beziehung zu treten.

Diese Ungunst der Erkenntnislage hat einen tieferen Grund. Wohl jede, ganz bestimmt jede rassenpsychologische Charakterologie kann, sofern sie auf dem Boden exakter Feststellung bleibt, ausschließlich auf isolierte, zum mindesten geschichtlich isolierte Individuen zurückgreifen. Das kommt nicht nur von der Methode her, die notwendig das «Objekt» aus seinem Lebenszusammenhang herausschneiden muß, sondern entspricht auch der grundsätzlichen Erkenntnisabsicht. Schon bei der allgemeinen Charakterologie geht sie dahin, den Menschen «an sich», unter möglichster Ausschaltung der Umwelt, zu bestimmen, denn nur so wird er mit anderen kommensurabel (worum es in der Theorie zumeist geht) und läßt sich eine Zeichnung entwerfen, die nicht mit den Farben der jeweiligen Lebensumstände koloriert ist. Erst recht möchte die Rassenpsychologie, die den Anspruch erhebt, bei der Erklärung der Geschichte vernommen zu werden, eine eigene Rechnung aufmachen, um sie dem Historiker zu präsentieren und mit ihr einen eigenen Schlüssel zu den geschichtlichen Erscheinungen zu bieten. Sein Anliegen geht dahin, den geschichtlichen Tatsachen etwas vorzubauen, das von ihnen «unabhängig» ist und deshalb ein selbständiges Begründungsmoment darstellt.

Es läge nahe, hier das Augenmerk auf das Problem zu richten, inwieweit und woher sich in diesem Sinn eine rassenpsychologische Erfahrung gewinnen läßt, die nicht bereits von geschichtlichen Umständen durchtränkt ist, und dementsprechend der Zuversicht in das erkenntnistheoretische Fundament solcher Feststellungen mit Skepsis zu begegnen. Wichtiger scheint die Einsicht, daß der für die Rassenpsychologie «idealste» Erkennt-

nisfall in Wirklichkeit eine logische Situation wiedergibt, in der sie von ihrem praktisch verfolgten Ziel, der rassenpsychologischen Erklärung der Geschichte am weitesten entfernt ist. Das Wesen, das die Rassenpsychologie aus ihren Händen entläßt, ist in einem Höchstmaß «enthistorisiert». Die Geschichte hat aber ein Auge nur für Elemente, denen ein geschichtlicher Sinngehalt innewohnt. Sinnentleerten gegenüber ist sie blind[1].

Dieser Aporie des isolierenden Ausgangspunktes scheint man indes aus dem Weg zu gehen, wenn es gelingt, schon im Ansatz der Rassenbestimmung den Rapport mit der Geschichte herzustellen. Sehen wir nicht die Rasse wirksam und tätig inmitten der historischen Verhältnisse, lassen sich ihre komplexen Formen nicht unmittelbar mit der Rasse in Verbindung bringen? Ist sie schließlich nicht eine greifbare historische Realität wie jede andere auch? Es lohnt sich, in einer einfachen Überlegung der Sache nachzugehen.

Rassen sind Gruppierungen von Menschen, sind Gruppen, und da die «Gruppe» ein durchaus greifbares soziologisch-historisches Concretum ist, läge nichts näher, als die Rasse mit darunter zu verstehen. Man tut es wohl auch gewöhnlich, stillschweigend und ohne Bedenken. Und doch besteht darin gerade der Irrtum. In den geschichtlichen Raum hineingestellt ist die Rasse eben keine Gruppe, denn sie ist kein historisches Individuum, kein gesellschaftliches Gebilde mit der Fähigkeit, sein Dasein durch eigene Äußerungen zu beweisen. Die Menschen gruppieren sich in Wirklichkeit nicht als Rassen, sondern gewinnen andere kollektive Gestalten wie Familie, Sippe, Stamm, Völker usw. Die Rasse ist

---

[1] Dieser Einwand gegen die Rassenpsychologie gilt mutatis mutandis für jede psychologische Typologie in ihrem Verhältnis zur Geschichte. Es wäre lehrreich, das Problem weiter zu verfolgen. Hier nur so viel: Eine jede Charakterisierung kommt nicht ohne individualisierende Beschreibung aus. Das ist schon beim «Durchschnittsmenschen» so, geschweige denn bei der geschichtlichen Persönlichkeit. Es käme bei beiden deshalb darauf an, die Abweichungen vom Typus, die individuell stark hervortretenden Züge usw. herauszustellen. In dieser Hinsicht gehen psychologische Charakterologie, insofern sie sich auf konkrete Personen bezieht (und nicht von ihnen aus theoretischen Gründen abstrahiert) und die Charakterisierungskunst des Schriftstellers und des Historikers den gleichen Weg. Aber während man bei «gewöhnlichen» Menschen damit bis zu einem gewissen Ende (auch nicht zum letzten) gelangt, gewinnt die Charakterisierung des historischen Individuums die nötige Plastizität erst durch Einbeziehung des geschichtlichen Raums, in

nur eine Zusammenstellung von Individuen, zusammengebracht in der Vorstellung durch ein Abstraktionsverfahren auf Grund von Merkmalen, kaum anders als die «Klassen» des Linnéeschen Systems, die auch keine «Vergesellschaftung» ihrer Angehörigen bedeutet. Allerdings hat das Gobineau geleugnet, wenn er von den Rassen als historischen Subjekten erzählte und eine (der Form nach) echte Geschichte von ihnen entwarf. Dabei mußte er jedoch sachlich unrichtig verfahren, und wenn sein Versuch völlig mißglückt ist (jedenfalls was die «historischen» Partien des Werkes angeht), so kommt darin eben zum Ausdruck, daß die Rasse als geschichtliches Wesen nicht beschrieben werden kann, weil sie keines ist.

Da die Rasse selbst keine selbständige geschichtliche Wesenheit ist, kann sie nur als Bestandteil einer solchen auftreten. Ihre Existenz ist gebunden an einen historischen Context, in den sie hineingewoben ist, und wenn irgendwo, dann gilt es, sich ihrer da zu bemächtigen. Die Aufgabe bestände demnach darin, inmitten des geschichtlichen Milieus einmal die Rasse als solche, sodann als historische Größe zu fixieren (d. h., von dem ersten Ergebnis aus historische Schlüsse zu ziehen). Beides hängt miteinander zusammen, betrifft jedoch sehr verschiedene Verhältnisse. Ich will sie kurz skizzieren.

Unter der Annahme praktisch nicht möglicher, aber immerhin denkbarer heuristischer Bedingungen ist die Feststellung der rassischen Zusammensetzung eines sozialen Körpers nicht ausgeschlossen. Es ginge hierbei um die statistische Erfassung der Streuungs- und Mischungsproportionen der verschiedenen Rassen

---

dem es sich befindet, indem zahlreiche «materiale» Bezüge und sachliche Notwendigkeiten, die durch die Form des Charakters allein nicht zu erfassen sind, aufgedeckt werden. Diese müssen in dem geschichtlichen Bild mit der «rein» psychologischen Anlage zu der wirklich historisch-psychologischen Struktur verwachsen. Man mag hieraus entnehmen, daß neben der allgemeinen Psychologie durchaus eine geisteswissenschaftliche denkbar ist. Trotz der veränderten Situation der Psychologie scheint mir auch jetzt noch diese Aufstellung Diltheys zurecht zu bestehen, nur mit dem Unterschied, daß heute auf Grund der charakterologischen, psychopathologischen und sonstigen Forschungen wahrscheinlich viel mehr von der allgemeinen Psychologie in die Geisteswissenschaften herübergenommen werden kann als früher. Aber auch dann, oder gerade dann kommt es darauf an, allgemeine Psychologie für bestimmte historische Erkenntnisaufgaben umzuarbeiten. Eine bloße «Entlehnung» von Ergebnissen reicht nicht aus.

in ihm, ein Unternehmen, das auf einen quantitativen Aufriß der rassisch-biologischen «Substanz» einer Gesellschaft abzielen würde. Sinnvoll ist es natürlich nur dann, wenn die betreffende Gruppe eine gewisse Konsistenz und Dauer besitzt. Aber auch das ist durchaus vorstellbar. Es gibt soziale «Organisationen», die ein verhältnismäßig hohes Beharrungsvermögen haben und bei denen man für größere Zeitabschnitte immerhin mit durchschnittlich konstanten Rassenverhältnissen rechnen darf (etwa die modernen Nationen). Man stelle sich also vor, es wäre auf diese Weise eine Übersicht über die jeweiligen Rassenquanten in den einzelnen Gemeinschaften, z. B. in einer Reihe von Völkern, gewonnen. Worin bestände dann die historische Interpretation? Zweifellos in der Verknüpfung des statistischen Ergebnisses mit den Äußerungen, dem Verhalten der historischen Einheiten.

Das eigentümlich historische Problem, eingestellt auf den Effekt, welchen eine bestimmte rassische Proportion innerhalb eines geschichtlichen Concretums zeitigt, ist nun allerdings von vorneherein negativ charakterisiert. Es kann sich nicht auf Motivationszusammenhänge berufen, die dem historischen Verstehen in den Dingen selbst entgegentreten. Diese ganze Sicht ist verdeckt. So bleibt nur der Versuch eines indirekten Schließens, wie man es bei der Bestimmung indifferenter Größen anzustellen pflegt, indem man die verschiedenen Objekte gleichen Bedingungen unterwirft und miteinander vergleicht. Hier aber ist eine absolute Grenze gezogen. Das Verfahren ist unmöglich, und zwar nicht faktisch, sondern der Sache nach. Weder läßt sich die Trennung des «Objektes» von seinen Bedingungen vornehmen, noch lassen sich «gleiche» Bedingungen einrichten und vorstellen, die beliebig an die geschichtlichen Einheiten herangerückt werden könnten. Hierin liegt gerade die Komplexität des historischen Subjektes. Es ist beispielsweise schon so gut wie ausgeschlossen, daß ungefähre Gleichheit des rassischen Substrates bei zwei verschiedenen Völkern den gleichen Wert hat. Hinter der phänomenalen Identität steht immer schon eine besondere Geschichte, die in der statistischen Bestandsaufnahme nicht in Erscheinung tritt, und doch ist sie in den Tatbestand längst eingegangen. Mit einer «quantitativen» Analyse ist also wenig auszurichten. Ein sozialer Körper ist kein Sandhaufen, sondern ein

recht verwickeltes Gefüge, in dem die einzelnen Menschen einen sehr verschiedenen «Stellenwert» haben. Für seine verschiedenen rassischen Komponenten ist es deshalb durchaus nicht gleichgültig, wohin sie jeweils zu stehen kommen, und diese Variabilität des historischen Wirkungsvermögens potenziert sich, wenn man die Vielfalt von Situationen, Möglichkeiten, die sich im Laufe der Zeit ergeben und die nicht zu eliminieren sind, mit in Betracht zieht. Es können beispielsweise «Anlagen» infolge irgendwelcher geschichtlicher Umstände einfach nicht zur Entfaltung kommen. Was wäre z. B. törichter, als etwa das Fehlen der Bildnismalerei bei den islamischen Völkern mit dem Fehlen eines entsprechenden optischen Sinnes bei den orientalischen und armenoiden Rassen zusammenzubringen (um irgendeinen Fall zu fingieren)? Oder gar, wie es sogar von ganz ernsthaften Leuten (Bavink, Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften, 1944, S. 661, der durchaus nicht zu den Rassendogmatikern zählt) behauptet wird, die abendländische Wissenschaft als Leistung der «nordischen» Rasse zu begreifen? Das rassische Datum ist immer mit einem historisch-qualitativen gepaart und unlösbar mit ihm verquickt, zugleich aber sind diese Kombinationen von einer unendlichen Mannigfaltigkeit, die jeder schematischen Erfassung spottet. Die Aufstellung quantitativer Rassenquoten ist also in bezug auf irgendwelche historische Ergebnisse völlig unerheblich. Da sich aber das Phänomen der Rasse als eigene Größe nur so erfahren und erfassen läßt, so ist damit a limine ausgeschlossen, jemals ihre geschichtliche Relevanz aus der historischen Gesamtrechnung herauszuziehen. Es gibt keinen Katalysator, der die Auflösung der Verbindung von Rasse und historischem Moment bewerkstelligte. Nur unbelehrbarer Dilettantismus kann über diese Gegebenheit sich immer wieder hinwegzusetzen versuchen.

Wir greifen zurück auf die Frage nach der historischen Phänomenalität der Rasse (s. o. S. 77). Die Folgerung ist unvermeidlich, daß die Phänomenalität überhaupt nicht besteht. Gemeint ist damit im Grunde nur der einfache Sachverhalt, daß man die Rasse nicht am Werke sieht und auch nicht sehen kann, da sie gänzlich in den historischen Lebensprozeß eingeht. Im Gegensatz zu anderen biologischen Tatbeständen greift sie als selbständiger kausaler Faktor nicht in das Geschehen ein. Sie ent-

hält kein sichtbares Wirkungsmoment und ist infolgedessen «unfaßbar».

Als Erscheinungsbild des Menschen dagegen ist die Rasse sehr wohl eine geschichtliche Erfahrungstatsache. Sichtbar ist sie da mit der geschichtlichen Welt verzahnt, in mancherlei Hinsicht (s. o.). Beide Ansichten der Sache sind auseinanderzuhalten. Es ist nun bedeutsam, daß sie unter diesem anderen Gesichtspunkt nicht nur evident wird, sondern geschichtlich auch verhältnismäßig gut beleuchtet ist. Wir sind imstande, über sie eine Anzahl präziser Aussagen zu fällen (s. o.). Ihren Gegenstand entnehmen diese einer offen liegenden Verflechtung der Rasse mit bestimmten Formen des geschichtlichen Lebens. In diesen Fällen ist jedoch der Angelpunkt das geschichtliche Leben selbst, indem es die Masse als Naturerscheinung in sich aufnimmt und damit zu einem Stück seines eigenen Sinngehaltes macht. Es geht darin so weit, daß es die Rasse sogar in den Bann seiner bildenden Kräfte zieht. Bekanntlich gibt es unbestreitbare Auswirkungen der Geschichte auf die menschlichen Rassenverhältnisse, und sehr oft liegt gerade da, wo in der Rasse ein besonders geschichtlicher Anstoß gesucht wird, das Ergebnis von Maßnahmen vor, welche, weit entfernt, aus der Rasse hervorzugehen, diese im Gegenteil von sich aus gestalten (Judentum). Aber auch sonst sind rassische Veränderungen der menschlichen Gesellschaft geradezu alltägliche Folgen geschichtlicher Mechanik (Völkerverschiebungen und -vermischungen).

IV.

Die Einsicht in den Zusammenhang von Rasse und Geschichtlichkeit setzt der Rassentheorie nicht nur sehr enge Grenzen, sondern schließt sie geradezu von dem Gebiet aus, dem «rassisch-biologistisch» denkende Geisteswissenschaftler in erster Linie zudrängten. Es war ihnen von Hause aus ja doch gar nicht um den schmalen Sektor der menschlichen Leiblichkeit zu tun, sondern das Ziel, das ihnen vorschwebte, war der ganze Mensch. Und für ein empirisch-historisches Zeitalter wie das 19. Jahrhundert war das nicht zuletzt der Mensch als geschichtliches Wesen. Nur zu begreiflich deshalb, wenn eine *«totale» Rassentheorie,* unbekümmert um sachliche Erkenntniswiderstände, sich des geschicht-

lichen Stoffes trotzdem um jeden Preis zu bemächtigen suchte. Geistesgeschichtlich gesehen nimmt der biologische Rassismus von da überhaupt seinen Ausgang (Gobineau), und diesem seinem ursprünglichen Programm ist er auch späterhin im Grunde nie untreu geworden (H. St. Chamberlain bis Alfred Rosenberg). Es konnte ihn deshalb auch die Einführung eines «partiellen» Rassenbegriffes nicht verdrängen, vielmehr lassen sich selbst in diesem seine Ansätze noch erkennen. Der «partielle» Rassenbegriff sieht in der Rasse ein geschichtliches Ursachenmoment unter anderen, behandelt das Problem also analytisch. Die sich dabei ergebende erkenntnistheoretische Lage hätte ihn aber zum Verzicht auf jede historische Aussage veranlassen müssen, oder es war nicht zu vermeiden, daß unter Nichtbeachtung der theoretischen Hemmung die Geschichte kurzweg für die Rasse in Beschlag genommen wurde. Gewisse Behauptungen der «partiellen» Rassentheorie (z. B. die Ansicht von dem «nordischen» Rassencharakter der europäischen Wissenschaft) unterscheiden sich deshalb ihrem Inhalt nach nur wenig von der Auffassung der «totalen» Rassentheorie.

Für die volle Ausbildung der «totalen» Rassentheorie kam es in erster Linie darauf an, sich die theoretischen Hindernisse des partiellen Rassenbegriffs nicht in den Weg legen zu lassen. Hierzu boten sich zwei Hilfsmittel an. Einmal galt es, sich die unliebsame Verwicklung der Problemlage zu sparen, welche aus der Verschiedenheit von Rasse und geschichtlicher Subjektivität erwuchs. Und zweitens: wenn die Hauptschwierigkeit für den «partiellen» Rassenbegriff aus der analytischen Fragestellung erwuchs, so waren alle mißliebigen Konsequenzen, die sich daraus ergaben, beseitigt, so man diese Ausgangsbasis aufhob. Das eine war zu erreichen durch die Gleichsetzung der großen geschichtlichen Völkerfamilien (Indogermanen, Semiten etc.) mit der Rasse, d. h., indem man diese geschichtlich durchaus realen Gruppen als Rassen ansprach. Mit dem andern wurde man fertig, indem man einfach die gesamte Geschichte dieser Völker-Rassengruppen zu Äußerungen ihrer Rassenpotenz machte. Kausale Faktoren im einzelnen gab es dann nicht mehr, und irgendwelche Skrupel hatte man sich ihretwegen nicht mehr zu machen. Ein neuer Rassenbegriff war damit konstituiert. Genauer genommen waren es eigentlich zwei Be-

griffe, die in gegenseitige Korrespondenz gesetzt und lediglich unter einer Bezeichnung erfaßt wurden. Aber beide Male ist in ihnen das Ganze des geschichtlichen Seins in einem zentralen Punkt aufgefangen. Die «Gruppenrasse» begreift uneingeschränkt die historische Menschheit in ihren tatsächlich vorfindbaren Gliederungen, die «Rassenpotenz» legt diesen Einheiten jeweils einen individuellen Ursprungsort ihrer Wirksamkeit unter.

Läßt man die empirischen Gegebenheiten und die daraus sich ergebenden Gebote der historischen Forschung bei Seite, so ist nicht zu bestreiten, daß der hiermit eingeschlagene Weg sehr geradlinig und zielbestimmt verläuft. Der Zweck, zu einhelligen Aussagen zu gelangen, war durch ihn erreicht. Nur muß man sich im klaren sein, daß hier mit einem Begriff gearbeitet wird, der nicht von der historischen Wirklichkeit, sondern einem frei konstruierten Modell abgezogen ist, und jener gegenüber die Selbständigkeit des Erfahrungsprozesses nicht mehr zuläßt. Mit ihr hatte der «partielle» Rassenbegriff grundsätzlich noch gerechnet. Der «totale» geht von anderen Voraussetzungen aus. Wir kennen sie: es sind die Vorstellungen, welchen die geschichtliche Welt als Entfaltungsvorgang dauerhafter Wesenheiten erscheint, so wie es dem Spenglerschen Denken und dem seiner geistigen Vorfahren zugrundeliegt, derjenigen Seite der Spenglerschen Geschichtsphilosophie, die ihrem genuinen Sinn nach kaum als «biologistisch» zu bezeichnen ist. Infolgedessen ist dieser Rassenbegriff, wenn man es genau nimmt, auch kein biologischer mehr. In bezug auf seinen logischen Bau könnte es sogar zweifelhaft scheinen, ob er überhaupt die Bezeichnung «Rasse» verdient. Wir sahen ja bereits, daß seine Aussagen sich auch auf die Völkerfamilien beziehen, und wenn später (nach Gobineau) ihnen eine Tönung des echten Rassenbegriffes durch Beiordnung bestimmter rassischer Dominanten (die Indogermanen als «nordisch», die Semiten als «orientalisch» oder «dinarisch») versetzt wurde, so ändert das an dem Umstand nichts, daß der phänomenale Rassenbegriff (als somatisch bestimmte Klasse oder Typus) grundsätzlich verlassen ist, und von Rassentheorie nur in einem uneigentlichen Sinn gesprochen werden kann.

Es lohnt sich, bei dem Prinzip der hier angewandten historischen Betrachtungsweise einen Augenblick zu verweilen, nicht

nur, weil es den «totalen» Rassenbegriff maßgeblich gestaltet, sondern auch seiner weiteren Bedeutung zulieb. Allenthalben nämlich, wo der geschichtliche Blick auf (scheinbaren) Naturformen des geschichtlichen Lebens vorzugsweise ruht, seien es nun die großen Sprachgruppen (ohne daß sie «rassisch» verstanden zu werden brauchten), sei es, und zwar in erster Linie, das Volk, überall da und nicht nur da[2] drängt sich leicht der Gedanke ein, die Geschichte quelle in Wahrheit aus den mit dieser Einheit von Natur gegebenen Anlagen hervor. Angesichts der Häufigkeit dieser Methodik dürfte man sich eigentlich nicht nur mit der Feststellung begnügen, daß es sich hierbei um ein Axiom handelt, dessen Konsequenzen klar ersichtlich sind, sondern daneben wäre einmal die Frage nach der wissenschaftlichen Fruchtbarkeit des Verfahrens zu stellen. Früher, in den Anfängen der modernen historischen Wissenschaften, ist sie, was man gerade bei einer Kritik zu betonen hat, sehr beträchtlich gewesen, nicht wegen seiner Ergebnisse, sondern weil es die Entwicklung der Wissenschaft ganz entscheidend gefördert hat. Zweierlei brachte es zustande. Es öffnete das Auge für neue (zuvorderst die «unpersönlichen») Schichten der geschichtlichen Welt (Volkspoesie, Folklor, urwüchsige Sozial- und Rechtszustände usw.), zum anderen bildete es damit im Zusammenhang überhaupt das Verständnis für komplexe geschichtliche Vorgänge aus, indem es an die Stelle rein pragmatischer Beurteilung der Dinge die Zusammenschau zu einem einheitlich stilisierten Bild setzte. Aber diese Verdienste dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß, nachdem einmal das historische «Organ» in dieser Richtung entwickelt ist, die historische Erkenntnis aufsitzt, sofern sie Überzeugungen folgt, die sich notwendig der Möglichkeit neuer Erfahrung in den Weg stellen. «Volksgeist», «Kulturseele», «Rassenseele» oder wie auch immer die geheimnis-

---

[2] Moderne geschichtswissenschaftliche Hypostasen nach dem Muster des «barocken» oder «gotischen» Menschen, wofern man sie zum Formprinzip aller zeitgenössischer geschichtlicher Erscheinungen macht (nicht etwa nur der auf dem Gebiete der bildenden Kunst liegenden) sind übrigens nach dem gleichen Schema gedacht. Desgleichen gehört hierher J. Nadlers Versuch einer deutschen Literaturgeschichte auf stammesgeschichtlicher Grundlage. Vgl. hierzu neuerdings die glänzende kritische Analyse von K. Roßmann in «Die Wandlung» 1, 1946, S. 870 ff.

vollen Kräfte heißen, welche man für die Geschichte verantwortlich macht, bedeuten in Wahrheit nichts anderes als bei der Wahrnehmung der Phänomene stehenzubleiben und auf jeden Versuch verzichten, ihrer konkreten und spezifischen Herkunft nachzugehen. Denn das duldet keinen Zweifel: Schöpfung der betreffenden Formkräfte ist die Geschichte nicht deshalb, weil dort ihr Ursprungsort entdeckt wurde, sondern die geschichtlichen Tatsachen sind von ihnen aus auf die historische Vorderbühne projiziert, weil es — angeblich — keine andere Möglichkeit, sie abzuleiten, gibt. Der modus procedendi sieht dann, ein wenig schablonenhaft gesehen, kaum anders aus als daß die «äußere» Zugehörigkeit eines Factums zu seiner historischen Wirkungseinheit (Volk etc.) als inneres Verhältnis verstanden wird, und im Grunde das Prädicat nur das Attribut wiederholt: der römische Staat ist römisch, das deutsche Lied ist deutsch usw., oder ein wenig modifiziert: der römische Staat ist «typisch» römisch, das deutsche Lied ist «typisch» deutsch usw. (wobei freilich, über den Gebrauch bzw. Mißbrauch des Terminus «typisch» noch mancherlei zu sagen wäre). Der Erkenntnisvorgang fängt sich also im Kreis und kommt inhaltlich über leere Tautologien nicht hinaus, das notwendige Ergebnis jedes Dogmatismus und die glatte Negation echter empirischer Forschung. Kein Wunder, daß die «totale» Rassentheorie diese Methode sich aneignete. Nichts konnte ihrer ganzen Anlage mehr entsprechen[3].

Eines ist freilich noch zu bemerken: wenn wir die Rassentheorie somit einem als «romantisch» zu bezeichnenden Denktypus sich anschließen lassen, so gehen wir von einer rein logischen Prüfung aus und halten uns an die Unvermeidlichkeit sachlicher Bezüge. Nicht dürfen wir uns auf die Motive dieses Denkens berufen und ebenso wenig auf die Ansprüche, die es verficht. Die Rassentheoretiker oder besser die rassentheoretischen Geschichtsphilosophen des 19. Jahrhunderts und ihre

---

[3] Daß es gleichwohl in der Geschichte eines Volkes Kontinuitätszusammenhänge von charakteristischem Gepräge gibt oder immerhin geben kann, bleibt deshalb unbenommen. Die wissenschaftliche Aufgabe besteht dann darin, die Bedingungen festzustellen, auf die solche Gestaltungen zurückzuführen sind, und ihren eigentümlichen Formprinzipien nachzugehen. Sie sind beileibe kein a priori selbstverständliches Ergebnis immanenter kollektiver Anlagen.

modernen Nachfolger, also ein Gobineau und H. St. Chamberlain würden wahrscheinlich die Behauptung, sie dächten «romantisch» und rechneten mit einem verhüllten Kern der Geschichte, der hinter ihrer Erscheinung steckt, entrüstet zurückweisen. Das Bewußtsein, von dem sie getragen wurden, liegt weit ab von dem Ahnen unsichtbarer geistiger Potenzen, wie es in der Theorie des «Volksgeistes» ausgesprochen wurde. Im Gegenteil: allen spiritualistischen Auffassungen der Geschichte zum Trotz sollte der Geschichte eine Grundlage gegeben werden, die im wahrsten Sinn des Wortes «positiv» unmittelbar wahrgenommen werden konnte, die genau so ein Naturfaktum war, wie es der siegreiche, mit der vorbildlich echten Erkenntniswahrheit ausgestattete Naturwissenschaftler zu seinem Gegenstand hatte.

Ein merkwürdiges Bild ergibt sich: Beweggrund und Substanz des Denkens fallen bei der «totalen» Rassentheorie auseinander. Sie glaubt, empirisch-induktiv zu verfahren und sich auf echte Phänomene zu berufen, und hängt in Wahrheit einem spekulativen Gedanken an, welcher der empirischen Wirklichkeit nur geringen Raum läßt. Beide Momente, weit entfernt in ein fruchtbares Verhältnis zueinander gebracht zu sein, liegen unheilvoll in gegenseitiger Verquerung, so daß eigentlich nie gesagt wird, was gedacht ist, noch gedacht wird, was gesagt ist. Diese Rassentheorie ist sich über ihr eigenes Wesen so sehr im unklaren, daß sie fortwährend den einen Gedanken durch den anderen verfälscht. Das «romantische» Element versteht sie «positivistisch», indem sie, was in Wahrheit verinnerlichte Formkraft ist, zu einem rassenbiologischen Phänomen macht, und umgekehrt entwertet sie dieses, indem sie ihm einen Sinn unterstellt, der den Wert ihrer Phänomenalität geradezu aufhebt. Es ist ein unehrliches Spiel, was da von der Rassentheorie getrieben wird, und ihre völlige Fehlkonstruktion ist nicht zu verkennen.

Den gleichen Geist verrät die Ausführung der Theorie. Sie lebt ebenfalls von entliehenen Ideen, die nicht ernst genommen, sondern in einem sehr oberflächlichen Sinn den eigenen Zwecken angepaßt werden. Ein Beispiel ist etwa die «Entwicklungsmechanik». Ich meine damit das «Gesetz», nach dem der «totalen» Rassentheorie zufolge die Geschichte abläuft. Auf eine kurze Formel gebracht lautet es: die Geschichte ist eine Folge von Rassenmischungen, das heißt Rassenverschlechterungen.

Anlage und Herkunft des Gedankens sind klar. Er geht von der Vorstellung aus, daß der älteste, der Ursprungszustand, vollkommen ist (entsprechend hier der Ausgangspunkt der «reinen» unvermischten Rasse), und daß jede Entfernung von ihm im Grunde Abfall bedeutet. Dahin zielt schon die frühe Weltalterspekulation der Griechen, in Vicos Entwicklungslehre ist diese Anschauung in abgewandelter Form eingegangen, dann schimmert sie durch bei Herder und all denen, die ihm in der Hinwendung zu den elementaren, volkhaften Zuständen des geschichtlichen Lebens folgen, und schließlich klingt sie auch bei Rousseau an.

Um die empirischen Grundlagen der (totalen) Rassentheorie müßte es ganz anders bestellt sein, wenn diese Vorstellung unter ihren Händen ihren rein spekulativen Charakter hätte verlieren sollen. Trotzdem ist es schwer, bei ihr das Vorbild wiederzuerkennen. Man würde erwarten, so im entferntesten auch nur sein Grundriß im Auge behalten wäre, die Geschichte als Ganzes in einen pessimistischen Aspekt gerückt zu sehen. Für Gobineau trifft das immerhin noch zu, aber sonst sucht man den offenliegenden Décadence-Ansatz vergebens. Im Gegenteil, diese Auffassung gab der Rassentheorie billige Gelegenheit, sich über den Zustand der Dinge ziemlich zuversichtlich zu äußern. Man weiß, «pessimistisch» war man da, wo in der Geschichte eine dunkle Folie benötigt wurde. Deshalb die Verurteilung ganzer Kulturen oder geschichtlicher Phasen als «rassisch zersetzt» (oder «bastardisiert»), wenn man sie dem Wert nach niedrig einstufen wollte. Das eigene Selbstbewußtsein jedoch ließ sich nicht beeindrucken, vielmehr fand es sich durch die Vorstellung gerechtfertigt, es gehöre einer Welt an, die noch von der «reinen» oder relativ «reinen» Rasse (Gobineau) getragen werde. Es ist auch nur zu bekannt, daß man von hier geradewegs zur Apotheose der nordisch-germanischen Rasse gelangte, wenig bekümmert um die Überlegung, inwiefern die Geschichte gerade in ihr einen exemplarischen Wert auszuprägen sich habe angelegen sein lassen. Gobineau hatte hierfür immerhin noch seine Theorie der Rassenentstehung (durch Mischung der Urrassen) bereitgehalten, aber für seine Nachfahren war es von vorneherein ausgemacht, daß es wertvolle und minderwertige Rassen einfach gäbe, und der Gipfelpunkt jener eben die «nordische» Rasse sei.

Es lag der Rassentheorie gänzlich fern, sich von den Konsequenzen der Rassenmischungstheorie — sie liegen hell zutage angesichts der progressiven Mischung in der Geschichte — gefangennehmen zu lassen. Woraus ihr hätte ein unangenehmer Zwang entstehen müssen, wurde umgekehrt das Mittel, um für die Beurteilung des geschichtlichen Stoffes die wünschenswerte Unbekümmertheit zu bekommen. Vergegenwärtigt man sich nämlich den fundamentalen Ansatz der (totalen) Rassentheorie, so war darnach den geschichtlichen Phänomenen ihre Ordnung genau vorgeschrieben, nicht nur durch die Entwicklungsdynamik der Rassenmischung, sondern viel mehr noch durch ihre Zugehörigkeit zu den großen, «rassisch» interpretierten Völkergruppen. Aus ihr waren die geschichtlichen Tatsachen zu verstehen und zu beurteilen. Das hätte aber zur Folge gehabt, daß der Akzent, den eine Erscheinung auf Grund ihres geschichtlichen Platzes besaß, zuweilen in Widerspruch geraten wäre zu dem Wertakzent, den die Rassentheoretiker ihm gern verliehen hätten. Für diesen wichtigen Fall war nun die Mischungstheorie recht eigentlich vorgesehen. Keineswegs verhielt es sich so, wie man der Sache nach hätte vermuten sollen, daß die Rassenverschlechterung durch Mischung etwa den ganzen Rassenkörper in Mitleidenschaft zog und seinen Allgemeinzustand bestimmte. Nein, auf einmal war diese Mischung für die Zwecke der Rassentheorie keine richtige Mischung mehr, sondern lediglich eine Art korpuskularer Vermengung, bei der die «schlechten» Rassenteile einfach in die «guten» hineingestreut wurden und dort selbständig neben ihnen ihre verderbliche Wirkung ausübten. Alles, was nun im Rahmen der nordisch-indogermanischen Rassenfamilie begegnete, ohne sich in den «nordisch» standardisierten Wertkosmos einzufügen (d. h., ohne den Beifall der Rassentheoretiker zu finden), war dann kurzweg eben nicht mehr «nordisch», sondern wurde auf Rechnung «fremdrassiger» Blutseinflüsse gesetzt. Umgekehrt: wenn eine «minderwertige» Rasse sich auf Grund des geschichtlichen Augenscheins eine «wertvolle» geschichtliche Leistung anmaßte, so kam sie ihr nicht mehr zu, weil in ihr die «nordische» Rasse, insgeheim in sie infiltriert, wirksam wurde (bekanntlich ist Jesus so ein Arier geworden). Damit war eine bewegliche Skala gewonnen, auf der man die geschichtlichen Tatsachen jederzeit ad libidum

verschieben konnte, ohne sie — und das war ausschlaggebend und jeder anderen historischen Wertung gegenüber charakteristisch — der kausal-historischen Verknüpfung zu entreißen. Noch viel mehr: der historische «Index» ließ sich gerade deshalb jederzeit verstellen, weil die kausale Verknüpfung elastisch war, denn das Werturteil leitete seine Berechtigung aus dieser angeblichen Verursachung ab, da man die Fiktion nie aufgab, sich auf geschichtliche Gegebenheiten zu beziehen. Es war somit ein Mittel gefunden, in der Form einer Erfahrungswissenschaft rein dezisionistisch vorzugehen.

Eine Einschränkung muß allerdings — zum Schluß — gemacht werden: echte Wissenschaft ist auf diesem brüchigen Boden nie erstanden. Schon der ganze Biologismus, nicht nur die extreme Spielart des «totalen» Rassismus, war zusammen mit allen Übergriffen des naturwissenschaftlichen Denkens auf das geisteswissenschaftliche Gebiet durch die wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Auseinandersetzungen von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg vor dem Forum des intellektualen Bewußtseins längst bereinigt worden. Erst recht traf dieses Schicksal die «totale» Rassentheorie. Aber bereits vorher hatte sie eine nur untergeordnete Rolle gespielt und war von jeher dazu verurteilt, in den Außenbezirken der Wissenschaft ihr Dasein zu fristen und gewissen Bedürfnissen der Halbbildung zur Befriedigung zu dienen. In dem entsprechenden sozialen Milieu fand sie dann Eingang in den «weltanschaulichen» Flitter, den sich eine diesen Kreisen entsprungene politische Demagogie zulegte. Das Terrorregiment dieser Bewegung brachte sie dann schließlich in Deutschland für einige Zeit zur Herrschaft.

Die Entwicklung des Rassismus ist unter diesem Gesichtspunkt vielleicht weniger verwunderlich als sie auf rein wissenschaftlichem Hintergrund erscheinen müßte. Aber ein bloß gesellschaftlich-politischer Vorgang ist sie deswegen doch nicht. Es gibt eine wesentliche Affinität zwischen der logischen (in Wahrheit alogischen) Struktur des Rassismus und dem «Ethos» der Politik, welcher er zum ideologischen Rüstzeug diente. Eine Politik, die sich fortwährend auf «weltanschauliche Grundsätze» berief, und deren ganzes Wesen doch darin bestand, ein Spiel nackter Gewalt und schamlosester Verhöhnung jeder sachlichen Bindung zu verfolgen, verlangte nach einer Gedankenwelt, die

jederzeit gestattete, aus ihr die verschiedensten Folgerungen zu ziehen. In dem «totalen» Rassismus hatte sie nun einmal eine «Weltanschauung», die den Vorteil bot, sich vor der herrschenden Bewußtseinsform des Zeitalters als legitimiert ausgeben zu können, indem sie sich nicht nur auf scheinbare «Tatsachen» berief, sondern diese auch noch dem Bereich des Geschichtlichen wie dem der Natur zu entnehmen behauptete. Andererseits erlaubte die Konstruktion dieses Erkenntnisbildes, es in beliebiger Weise zu interpretieren und in ihm, ganz nach Laune, die Bestätigung willkürlicher Wunschbilder zu finden. Aus dem Nichts emporgestiegen, von der Nichtigkeit und damit Gleichgültigkeit der menschlichen Werte überzeugt, fand diese Politik hierin die adäquate Denkform, und erwies damit in den Händen eines politischen Dezisionismus der theoretische seine Brauchbarkeit.